

dtv

Botho Strauß

Rumor

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Daten zu Leben und Werk im Anhang

Ungekürzte Ausgabe

September 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

© Carl Hanser Verlag München 1980

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Gesetzt aus der Aldus 10,25/12,25

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-19125-8

AutorenBibliothek

Bekker ist tatsächlich zurückgekommen.

Ganz unerwartet ist er auf Zachlers Monatsfest erschienen. Bekker. Großes Hallo. Viele drängen zu ihm, ihrem Mann von draußen, der immer wieder den Mut fand, ohne das Institut zu leben, der es zumindest immer wieder versucht hat. Doch weicht bald einer nach dem anderen bedrückt zur Seite, geradeso wie im Werbestreifen der sich viel versprechende Mann vor der Frau mit Körpergeruch abdreht und die Nase rümpft. Bekker redet kaum etwas und mißt sie alle still mit Blicken, zu denen sich ein gnadenloses Erinnern abzuspielen scheint, die alten Kollegen und auch den Hausherrn, den immer stärker werdenden Chef.

Er kommt mir heute etwas schwächtiger vor als in früheren Jahren, trotz der hohen Gestalt, trotz des breiten Schädels mit dem glatt nach hinten gekämmten Haar und den starken Stirnhöckern. Die Schultern hängen so. Aber das mag an seiner komischen, verworrenen Bekleidung eher liegen als an einem Rutsch der Knochen. Er steckt in einer schlapprigen, wollenen Hausjoppe mit Herzflicken auf den Ellenbogen, darunter ein buntkariertes Hemd und an den Füßen Schuhe so klobig und marschfest, wie man sie wohl in second-hand shops der Bundeswehr erhält. Allein die dunkelblaue Hose mit strengen Bügelfalten, weitem Bein und breitem Aufschlag geht durch, ein etwas sonderbarer Torso von Abendeleganz. Die ganze Erscheinung in diesem gespaltenen, auseinanderstrebenden Aufzug wirkt wechselnd ältlich und gebrochen, dann wieder männlich überragend. Tatsächlich wird Bekker zwischen Anfang und Mitte vierzig sein, ja kaum älter

als ich selbst. Wenn sein Gesicht sich nicht bewegt, die Augen dunstig von unten heraufblicken, der Mund halb offensteht, dann gemahnt er, eingefallen, belastet, abgekämpft, an einen alten oder plötzlich alt gewordenen Mann. Sobald er spricht hingegen und es gerne tut, straffen sich die Züge, die Augen ziehen scharf. Mich bemerkt er zunächst überhaupt nicht. Erst als ich schließlich zu ihm gehe und ihn in die Arme fasse, taut er auf, es wird ihm wohler, er geht ein wenig mehr aus sich heraus. Nur kurz erwähnt er Oldenburg und seine Plagen dort während der letzten beiden Jahre. Das liegt zurück, es hat nicht viel erbracht. Die unmittelbare Wirkung des Wiedersehens, die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit, seine lodernde Intelligenz nehmen mich augenblicklich in ihren Bann. Ich vermag ihm nur ungenau, mit verschwimmender Auffassung zuzuhören. Ich denke nur: Unter all dem Winke-Winke von uns anderen ist Bekker wahrhaftig eine schneidende Gebärde. Wenn er je Macht besäße (und sie besitzen wollte!), er könnte mehr Leute an sich ziehen und stärker binden als selbst Zachler, der inzwischen allein durch seine Stellung verführt und glänzt, im Wesen aber kaum noch Feuer hat. Im übrigen macht es mich etwas nervös, daß Bekker mich nicht mehr wie früher einfach Bruno nennt, sondern dauernd Bruno Stöss, also den ganzen Namen zu mir sagt, eine kühle oder halbvertrauliche Anrede, wie sie zuweilen gleichrangige Offiziere oder Berühmtheiten untereinander verwenden.

Bekker und ich, wir haben vor zwölf Jahren gemeinsam in Zachlers Institut angefangen. Es nennt sich etwas hochtrabend Institut, Institut für Nachricht, das IfN, und ist in Wahrheit doch nur eine ganz gewöhnliche, mittelgroße Firma, die statt mit Kugellagern oder Sportartikeln

mit Informationen, Trendberichten, Modellplanungen und dergleichen Handel treibt; ein privates Unternehmen mit beschränkter Haftung, einem Besitzer und rund drei Dutzend Angestellten, von denen, mit Ausnahme der Büro- und Buchhaltungskräfte, jeder auf einem besonderen technischen oder wissenschaftlichen Fachgebiet ausgebildet ist. Das Institut vertreibt know how in praktisch allen wichtigen Bereichen der modernen tätigen Gesellschaft. Hier arbeiten wir alle unter einem Dach: der Betriebswirt, der Verwaltungsjurist, der Informatiker, der Urbanist, aber auch der Fachmann für Touristik, der Psychologe, der Sozialpädagoge. Jeder kontrolliert in seinem Fach den Stand der neuesten Entwicklungen, analysiert Nachrichten, fertigt Hintergrundberichte an, die als sogenannte newsletter von unseren Kunden in Wirtschaft und Lehre und den politischen Verbänden bezogen werden. Obwohl es sich doch bloß um ein gebrauchsfertiges Wissen handelt, das wir findig ordnen und makeln, und obwohl unsere Ideenprodukte, die für teures Geld hinausgehen, letztlich niemals auf einer eigenen schöpferischen Leistung beruhen, zögert Zachler nicht, sein Institut gelegentlich »eine eigentliche, kleine Universität« zu nennen und sich und seine Mitarbeiter mit höheren geistigen Wertbegriffen zu schmücken.

Ich verstehe sehr gut, daß Bekker unseren Betrieb immer gehaßt hat, die ganze Art und Weise, wie Zachler ihn leitet und die Macht der Blaupause verkörpert, und auch wie wir anderen, zugegeben: wir alle, nur um Zachler kreisen und sobald wir selbst etwas zu leiten haben, uns vollkommen mit ihm identifizieren. Das muß jemand wie Bekker immer als abstoßend empfunden haben. Nun wird man allerdings berücksichtigen, daß er im Institut bei weitem nicht jene Karriere gemacht hat, die

einen, aufsteigend, immer enger und schließlich mit allen Fasern an solch einen Betrieb fesselt. Als junger Mann mit abgebrochenem Jurastudium war er zu Zacher gekommen und hatte sich sogleich mit einer Fülle fruchtbarer Ideen am Ausbau des Instituts beteiligt, galt zeitweilig sogar als der engste Vertraute des Chefs, ohne eigentlich ein genau umgrenztes Amt zu führen. In späteren Jahren dann, als die Vielfalt der Fachbereiche zunahm und häufig ein fein abgestimmter Zusammenhang unter den Experten hergestellt werden mußte, sah man, wie er nach und nach den Boden unter den Füßen verlor, sich um zu vieles und um nichts geduldig und kuldig genug kümmerte, wie er allmählich hinter uns auf der Strecke blieb, im Hause unbedeutend wurde. Schließlich hatte er nie einen Sektor selbständig geleitet oder war auch nur einem Gruppenprojekt vorgestanden. Stattdessen ist er mehrmals ausgerissen. Ich glaube, drei- oder viermal hat er versucht, dem Institut den Rücken zu kehren und wieder an der Hochschule Fuß zu fassen. In Dortmund oder Oldenburg, irgendwo bot man ihm dann die Teilnahme an einem Forschungsprogramm oder einer Auftragsstudie an. Zwischenzeiten, in denen er so ziemlich auf dem trockenen saß, gab es indessen auch. Ab und zu mußte er sich als Warentester oder Adressenhändler, als Interviewer und Taxifahrer durchschlagen. Jetzt sieht es also so aus, als stünde er wieder einmal vor den Toren.

Das Institut ist ein Scheißhaus des Geistes und eine Zuchtstätte des Idiotismus. Man gleicht diesem Leuchtpunkt mit seinem züngelnden Schweif, ein Geißeltierchen, der immer die gleiche Bahn fällt auf dem Oszillographen, verschwindet, zur anderen Seite des Schirms wieder auftaucht, wieder die gleiche Bahn fällt und mit

einer Differenzbreite von ± 2 mm die Präzision einer Systemverschweißung mißt. Dieser Punkt sein und nichts anderes. Nur Drill und Fakirtum der falschen Weltsicht haben uns beigebracht, eine solche Auszehrung und solche Stiche des Herzens zu erdulden. Je länger ich auf den Schirm starre, um so schärfer sehe ich die verschiedenen Entwicklungsstufen des Menschen zum Idioten heraufziehen vor meinen Augen, sehe ich sie dargestellt von einem grundgewöhnlichen Exemplar der Gattung, welches wahrscheinlich ich selber bin, das immerzu an der hohen Mauer, die das Institut umgibt, entlanggeht, mal flüchtet, mal schleicht, sich duckt und kackt, an der Mauer kratzt und auf Gegenkratze lauscht, sich anlehnt und sich festsaugt am dichten Gestein, die Mauer mit klafternden Armen zu umfassen sucht, sie bespringt wie ein Hund und dann wieder nur geht, geht, geht . . . Ich muß unablässig an die Vernunft denken, wie ein Idiot, der sie längst verloren hat und ihr trübe nachsinnt. Wir sind Idiot, wenn es hoch kommt. Wenn es hoch kommt, tief gefügig geistesschwach. Hörigkeit und blindes Verfallensein an die ichstarken Naturen, Nachäffung des Vorgesetzten, die Sucht, die Wut, sich Bindung zu verschaffen um jedweden Preis, und sei es um den der Selbstaufgabe, diese Krankheit greift jetzt bei uns in erschreckendem Maße um sich. Einer unserer fähigsten Nachrichtenanalytiker, Krähkamp, hat sich inzwischen restlos in eine Kopie des Chefs verwandelt. Es reicht bis in den Wortschatz und die Tonfälle hinein, bis in die Wahl der Kleidung und der Zigarettenmarke, und selbst die üble Angewohnheit, einem die Sätze aus dem Mund zu nehmen, noch bevor man zuende gesprochen hat, wurde von Zachler, vom Chef beliehen. So geht das reihum. Die Ichschwachen, darunter gebildete, besterzo-

gene Menschen genauso wie grobe Klötze oder Ahnungslose, taumeln halberstickt durch unsere Flure und finden nur dann noch Halt und wieder Puste, wenn sie in den kräftigenden Äther irgendeines Ich-Heroen eintauchen dürfen. Aber auch außerhalb der Firma, unter Freunden und Bekannten, ist es nicht viel anders: jeder sucht in seiner näheren Nachbarschaft nach seinem Führer, seinem Guru, seinem Atemgeber, sei es nun der Chef oder ein Dr. med. oder ein Aikidomeister. In allen Winkeln erhebt sich irgendein Menschenbefehler, ein Ausstrahler, ein kleiner Schamane. Und die bringen es natürlich fertig, bei ihren Hörigen die sogenannten ungeahnten Kräfte freizusetzen und die freigesetzten Kräfte lassen dann in der Regel ein gänzlich entleertes Gefäß zurück. Die Ichstarken werden täglich stärker. Die, denen sie folgen dürfen, Geniegeschmeiß, gefräßige Wracks, sprechen sie Größe um Größe zu, weil ja niemand eines unsicheren Wackelkopfes Diener sein mag. Mich Normbruder dagegen lassen sie hübsch beiseite stehen. Unter meinen kurzsichtigen Pupillen kann keiner sein Strahlbad nehmen. Wenn ich spreche, denken die Leute gern an etwas anderes . . . Ach ja, durchschau nur, durchschau die ganze lächerliche Szenerie, wie deine Freunde sich verwickeln und alle anderen auch. Es ist nur das Durchschauen so vollkommen unnütz! Solange du selbst überhaupt nirgendwo drinsteckst und ewig kalt beiseite stehst, da hast du leicht durchschauen und sehnst dich doch nach der kleinsten Träne einer Hingabe, die wenigstens ein Rändchen Trübung ins Auge brächte.

Irgendetwas ist los. Die Leute benehmen sich immer sonderbarer. Martin legt sich mitten im Fest nebenan auf die Couch von Zachlers Bibliothek und windet sich vor Kummer, klagt, daß Joe ihm unaufgefordert nicht

die achtunddreißig Schweizer Franken zurückgibt, die er ihm seit letztem Ostern schuldet. Heult, daß man ihn derart mißachte und solcher Kleinigkeiten nicht gedenke, wenn's gerade immer ihn betrifft. Ich finde, er übertreibt. Ebenso die Flensch. Plötzlich schreit sie wie am Spieß, draußen auf der Diele, bloß weil ihre Freundin die Tür zur Straße offenstehen ließ, nachdem sie sich verabschiedet hatte und zu ihrem Wagen ging. Was ist los? Ein Mädchen, das ich nicht kenne, vielleicht aus dem Versand, plötzlich aus heiterem Himmel, wie aus dem Vulkan gespien, stößt sie einen Feuerschwall von Bosheit über den geduckten Rücken ihres Galans, dem sie eben noch so süchtig an den Lippen hing. Ich dachte noch: wie die zuhören kann!, und die Augen beflattern dies kostbare Gesichtsstück, ruhelos, ein unüberschaubarer Schatz, ich dachte, die heizen aber schamlos vor, hier mitten unter allen Leuten heizen sie vor fürs Bett, und eben noch ist sie ganz Ohr, als ihr Freund mit dem Hausherrn ulkt, liest ihm die Witzchen vom Munde ab, stets die erste, die hektisch kichert, und dann, nachdem sie sich über den Tisch gebeugt und beflüstert haben, plötzlich steht sie aufgesprungen bebend in der Höhe, kalkweiß im ganzen Gesicht und mit einem tollwütigen Zischen im Mund, hinab auf den Mann, reißt sich vor ihm das Kleid von oben bis unten entzwei und schüttet den gehäuften Aschenbecher über ihren Haaren aus, läuft davon, zeternd und gekrümmt, die Schuhe, die steilen Korkkothurne von den Füßen schleudernd, rennt barfuß unter der fliegenden Fahne ihres zerrissenen Kleids durch die dichte Abendgesellschaft hinaus auf die Straße . . . Welches Wort war da gefallen, welches allein so mächtig, um von einem Augenblick zum nächsten, mitten aus bester gemeinsamer Laune heraus, in dem

jungen Lärvchen einen solch altgewaltigen Zorn und Abschied aufzurühren?

Sehr entsetzte, auf den Zehenspitzen ihres Seins wippende Naturen. Viele, die überhaupt nicht wissen, wie ihnen geschieht, und plötzlich klagen sie wie Gefolterte, schreien wie Angezündete, von nicht mehr als einem Luftzug getroffen! Oder ins Nichts einer verpaßten U-Bahn starrend wie in Gorgos Gesicht. Diese Menschen scheinen oft nicht mehr fähig, ihrer Gattung gewöhnlichste Läufe zu bestehen und wehklagen bei kleinstem Malheur wie antike Kämpfer unter drohenden Göttern. Sie übertreiben. Sie suchen sich gewaltsam zu erschöpfen. Geben sich in großem Stil geschlagen bei allergeringstem Anstoß. Sie übertreiben und sind nicht mehr eingepaßt in ihre gewöhnliche Schale und unfähig, in der kleinen Schale, alternd, gemäßigt auf und ab zu gleiten. Ihre Einrichtung bestürzt sie.

Ein wenig später erscheint auch Grit, Bekkers Tochter, auf dem Fest. Ich sah sie seit einigen Jahren nicht und bin verblüfft, zu welcher einer selbstsicheren, schönen jungen Frau sie sich entwickelt hat. Sie ist schlecht gelaunt und muffelt. Vorerst hat sie nur zweierlei mitzuteilen, nämlich daß sie weit und breit nichts zu parken fand als einen Gehsteigplatz drei Straßen hinter dem Wasserwerk, und dann im selben Atemzug: sie mache gerade eine Trennung durch, es sei entsetzlich. Das sagt sie so vorneweg, wie andere Leute wissen lassen, daß sie sich vor kurzem das Rauchen abgewöhnt oder eine Diätkur begonnen haben. Es fällt bald auf, daß Vater und Tochter etwas ungewiß, ja fast verlegen zusammenstehen und sich gegen die übrigen Gäste abzuschließen suchen. Man merkt es beiden an, daß sie sich seit kurzem erst sehen und ziem-

lich verändert wiederfanden. All die Jahre nach der Scheidung, in denen Grit bei ihrer Mutter lebte, während der Schulzeit und der Ausbildung zur Fremdsprachensekretärin, blieben die Besuche des Vaters spärlich und vergingen fast immer unerfreulich, im Zank der Ansprüche, die die getrennten Eltern gegeneinander erhoben. Es schien, als habe Bekker nie eine besonders innige Bindung an seine Tochter empfunden. Nur selten sprach er von ihr. Jetzt, abermals auf der Rückreise zum Zachlerschen Institut, sucht er sie in der Stadt – sie lebt inzwischen in einer eigenen Wohnung und hat ein kleines Reisebüro in Pacht übernommen, da sich ihr Wunsch, im Ausland eine gute Stelle zu finden, noch nicht erfüllen ließ – und so findet er nun mit einem Mal einen ganz erwachsenen und selbständigen Menschen vor, in dem ihm das eigne Kind teils entschwunden, teils endlich erst erreichbar zu sein scheint. Auch Grit benimmt sich nicht so, als sei ihr der Papa nie ausgegangen. Beide streifen mit großer Vorsicht und manchmal unsicheren, fremden Blicken aneinander, was angesichts ihrer leiblichen Verwandtschaft, der auffallenden Ähnlichkeiten im Gesicht etwas sonderbar Künstliches und Gespanntes bekommt. Bald stört sie das Gedränge und der Lärm in der Halle und sie weichen in einen Nebenraum aus, das peinlich von allen persönlichen Utensilien entblößte Studio von Zachlers Frau, wo sie die nötige Ruhe finden, sich leise zu erkundigen und immer freier zu erzählen. Grit berichtet Neues von der Mutter, die in Süddeutschland mit einem Häusermakler lebt, spricht über Joseph, ihren Freund, von dem sie sich gerade trennt, über Musik, die er und sie gerne hörten, über andere, die sie entzweite. Das meiste kommt so obenhin, aus dem Inneren aber nur Spärliches. Bekker hingegen reißt sich, wie man so sagt,

die Brust auf, nachdem er einmal sicher ist, daß Grit nicht auf Erinnerung hinaus will und seine Vergangenheit als schlechter Vater nicht verhandelt werden soll. Es drängt ihn, sich ihr immer kühner anzuvertrauen, gerade so als falle die Last, zu schweigen vor dem unverständigen Kind, das sie über zwei Jahrzehnte für ihn war, mit einem Polter, endlich, von ihm ab. Er redet aufgewühlt und oft in dunklen, schroffen Fantasien, die wenig über sein Tun und Handeln, sein äußerliches Leben und viel über seinen Zustand, seinen unfriedlichen, nach allen Seiten zugleich sich aufbäumenden Geist verraten. Sie sitzen nebeneinander auf zwei von der Hausfrau selbst entworfenen steilen Stühlen und Bekker trinkt heftig vom Cognac, den Zachler ihm mit einer Geste von besonderer Beschämung in den Arm gedrückt hat, als ein stummes anzügliches Willkommen. Je mehr er davon trinkt, je feiner und bewegter Grit zugegen ist und hört, wunderschön hört, desto rücksichtsloser redet der Vater seine zerstückelte Welt hervor, und diese Rede will nicht enden, trägt beide bis in den frühen Morgen, als in der Küche schon die Gabeln für den Heringshappen klappern, und immer wieder faßt er die Hand der Tochter und hält sie über seinem Knie fest. Hin und wieder bleiben Gäste, die nach Hause wollen, an der offenen Tür stehen, manche treten auch herein, hören ein Weilchen zu und verschwinden dann wieder. Kurz vor dem Katerfrühstück sind dann schon die Kinder auf und erfreuen sich an dem wüsten, verschmutzten Haus. Auch Bekker zählt für sie zum Gerümpel nach dem Fest. Sie tollen über ihn her und klettern an ihm hinauf und nennen ihn, von seinen Schultern rutschend, einen betrunkenen Berg.

Aufgewachsen unter dem schweren Winterfeldzugsmantel eines wütenden Offiziers, der nicht mein Vater war, jedoch an seine Stelle tretend die Mutter und mich in fürchterliche Obhut nahm, ein Major aus Hitlers Ostarmee, vorzeitig heimgekehrt aus den Wäldern von Klin, unehrenhaft entlassen, der Empörung angeklagt, ein gefällter, zerrissener Kämpfer, rachsüchtig und selbstherrlich, und nur mir, seinem geliebten Schützling, zärtlich zugetan und ihn mit dem geballten Rest seiner Lebenskräfte erfüllend, die da waren: Haß, Verachtung, Vernichtungsdrang und Wille zum Tod ... So erhebt sich wieder dieser Schatten mächtig über meinem Rücken und es ist, als ob das frühe Böse jetzt erst richtig wirke und mache, daß sich der enge Umlauf meiner Lebensschritte immer enger zuschließt und bald vielleicht in einem tollen Wirbel um die eigne Achse endet. Ich stehe noch einmal, ein letztes Mal gewiß, vor dem Eingang des Instituts, zu dem ich als junger Mann aus der bedrückendsten Herkunft wie zu einem Tempel der Seligen geflohen bin, von dem ich mir endlich freie Entfaltung, gute und richtige Lehre, Lebenssinn erhoffte und wo ich doch, unter Zachlers Herrschaft, in die allerschrecklichste Strafanstalt geriet, in die ein auf Selbständigkeit hoffender Mensch nur geraten kann. Vier Mal, im ganzen vier Mal in meinem Leben habe ich versucht, diesem magischen Gefängnis zu entfliehen und anderswo Arbeit und Auskommen zu finden. Immer wieder hat es mich auf eine ekelerregende, aber unwiderstehliche Weise zurückgezogen, immer wieder bin ich, und jedes Mal unglücklicher, zurückgekehrt.

Zachlers Institut, das IfN, in dem nur mittelmäßige bis scheiternde Leute arbeiteten, denen man ein ziemlich niedriges Gehalt zahlen konnte oder, so wie mir, einem

Anfänger mit abgebrochenem Studium, fast gar nichts, einem Lehrling, der einfach alles machen mußte, sobald er morgens um halb acht mit Sekretärinnen und Buchhaltern im Firmenbus gebracht worden war, vom Ausleeren der Papierkörbe bis zum Abfassen von Werbeanzeigen, und der dabei soviel falsch machte, daß man ihm oft genug mit geheuchelter Sorge zu bedenken gab, wie schwer er es doch wohl außerhalb der Firma, ein wie schweres, wenn nicht gar unmögliches Durchkommen er draußen in einem allgemein viel härteren Berufsleben haben würde. So wurden und werden auf allen Stufen und Etagen die Leute bei Zachler in Abhängigkeit bewahrt. Sie werden künstlich mittelmäßig und scheiternd gehalten, damit sie sich, bei fortdauernd niedrigem Gehalt, ängstlich an die Betriebsfamilie, an Zachler und die Sektorenvorstände anklammern. Natürlich gab es auch außer mir hin und wieder jemanden, der aus eigenen Stücken die Firma verließ und draußen was Besseres suchte. Und natürlich mußte ihm das danebengehen, weil die Firma ja lange genug eine Zuchtstätte seiner Komplexe und Schwächen war. Aber dann, was für ein Fest des Vorstands, was für eine kraftvolle Bekundung der Familie!, wenn ein Unglücklicher leise wieder vorsprach und um Rückeinstellung ersuchte. Der Vorstand, Zachler selbst begrüßte und umarmte jeden dieser gestrauchelten Aufsteiger mit großer Herzlichkeit und drückte ihn auf seinen alten Arbeitsplatz nieder oder auf einen sogar geringeren. Fast immer fühlte sich der Heimkehrer dann in der alten Familie unendlich viel wohler als vor seinem Fluchtversuch. Meistens konnte sich der Vorstand für alle Zukunft auf ihn verlassen.

Meines Wissens bin ich der einzige, der es mehr als ein Mal versucht hat. Bei etwaiger und dann gewiß letzt-

maliger Wiedereinstellung droht mir unweigerlich ein Posten irgendwo in der Rückkontrolle, dem geschmältesten Abteil der ganzen Firma, so daß es schon ein geflügeltes Wort geworden ist, mit dem man einen sich irrenden Analytiker gerne bewarnt: ›Was du da vorlegst, ist der sichere Weg in der Rückkontrolle.‹

Jetzt also, auf der Kippe zu Zachler zurück, steigt mir im Rücken das Majorsmonster wieder auf, der greuliche Erzieher. Jetzt drängt diese Gestalt wieder hervor, der steinern betrunkene, schwere Mann, den ich so oft rütteln mußte, wenn er sich in die Erde und die Tulpen des Kurparks gekrallt hatte oder, wie einmal geschehen, auf dem Heimweg in ein Schaufenster gestürzt war. Damals, zuhaus, unten an der Lahn. All die Jahre über habe ich nicht mehr an ihn gedacht, diesen häuslichen Narren mit dem Gesicht eines Silen, den zeternden Staatsfeind im Ruhestand, Rache an seinem elenden Kommandeur sich täglich frisch mit der Frühstücksmilch aufkochend; aber dann brach ihm doch auf halber Strecke der Kopf zusammen. Betrogen um den Feind, den Kampf, das Töten, kreiselte er unlebendig dahin, gab nur noch ein schläfriges Wiederkauen des alten Hasses, der großen Verurteilungen von sich, die einst die ganze Hitze seiner Person gewesen waren. Ein Vater und ein Schlächter, unehrenhaft entlassen, nun nähert er sich noch einmal, hängt mir seinen schweren Mantel über die Schultern, daß ich mich darin wohl aufrecken möge, geradeso wie unter dem Rindskadaver auf Bacons Gemälde der unkenntliche Mensch mit Regenschirm und blutigem Maul. Noch einmal aus sich herausgehen, noch einmal sich austoben, ja? Und dann in aller Stille sich zurückziehen ins Institut ...

